

(Nachdruck verboten.)

12] Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

II.

Philipp vergaß die Aufgabe nicht, mit der Pete ihn betraut hatte. Es ist eine Pflicht, die auf der Insel Man häufig vorkommt, und der, der sie übernimmt, ist unter einem besonderen Namen bekannt. Man nennt ihn den Dooiney Molla, was wörtlich der „Mannspreiser“ heißt. Sein hauptsächlichstes Amt ist das eines besugten, unbefehllichen, rein freundschaftlichen und wohlwollenden Heiratsvermittlers, der von dem Viehhaber zu den Eltern des jungen Mädchens geschickt wird, um ihnen zu versichern, daß sein Freund ein prächtiger Mensch mit hinlänglichen Mitteln oder glänzenden Aussichten ist und vortrefflich geeignet, die Tochter zu heiraten. Er hat aber noch eine zweite Aufgabe, die seltener zur Anwendung kommt, obgleich sie ebenso gebräuchlich ist, nämlich die eines stellvertretenden Viehhabers oder eines von diesem Bevollmächtigten, der eine Art moralischer Oberaufsicht über das Mädchen führt und ihm schützend zur Seite steht, während jener auf dem Herings- und Makrelenfang ist oder fort auf noch weiteren Reisen.

Dieser zweiten Aufgabe widmete sich Philipp, nachdem er bei der ersten nur zweifelhaften Erfolg gehabt hatte, mit gewissenhaftem Eifer. Die Wirkungen waren ganz eigentümlich. Sie zeigten sich, was ja natürlich war, zunächst an Philipp und Käthe selbst. Philipp wurde ernst und selbstsam feierlich; bei dem Amt eines Schützers und Wächters verlor sein Wesen alle Leichtfertigkeit. Käthe ward plötzlich sehr ruhig und sanft, sehr aufmerksam und bescheiden, ihre Stimme hatte einen weichen Klang und sie erröthete leicht. Das Mädchen, das verstanden hatte, Pete zu quälen und allen andern gegenüber die kleine Herrin zu spielen, wurde unter Philipps Augen wie eine Taube. Eine Art Schüchternheit überfiel sie in seiner Gegenwart. Sie fand es entzückend, den Worten der Weisheit zu lauschen, wenn er sprach, und noch entzückender, sich seinem Willen zu beugen, wenn er etwas anordnete oder gebot. Das ausdrucksvolle Köpfchen neigte sich ihm jederzeit zu; seine Stimme klang ihren Ohren immer wie Freundenglocken, und sein Abschiedsgruß, wenn er den Hut löstete, begleitete sie wie ein Traum bis zum folgenden Tage. Sie selbst wußte kaum, welche große Veränderung mit ihr vorgegangen war, und die Leute im Hause konnten sich's nicht erklären.

„Du scheinst nicht recht wohl, Kitty, mein Kind,“ sagte Grammie.

„Ganz wohl, Mutter. Warum nicht?“ fragte Käthe.

„Hast Du vielleicht Zahnschmerzen?“

„Nein.“

„Oder sticht Dir der neue Hut in die Augen, der in Miss Elucasens Schaufenster liegt?“

„Still, Frau!“ rammte Cäsar mit vorgehaltener Hand. „'s ist der Geist, der da wirkt in dem Mädchen. Gib ihm Raum, gib ihm Raum, Mutter.“

„Ach was, paperlapapp!“ fuhr Nancy Zoe heraus. „Gieb ihm Schwefel und Theriak und eine Tasse Wermut und Kamilleenthee.“

Wenn Philipp und Käthe allein beisammen waren, so sprachen sie nur von Pete. Da hieß es nur: „Pete hat dies gern und Pete kann jenes nicht leiden,“ und „Pete sagte immer so oder so.“ Auf diese Weise erhielten sie die Erinnerung anrecht, daß Pete noch lebte, und sie benützten den armen Pete auf mannigfaltige und seltsame Art.

Eines Abends ging es in der Mank's-See bei einer „Scaltha“, einem Weihnachtsessen, das der Kapitän eines Fischerbootes der Mannschaft gab, die er für die nächste Fangzeit anwerben wollte, lustig und lärmend her. Frauen, Freunde und Bekannte mit ihren Schützchen waren dabei, und allerlei abergläubische Gebräuche, die sich bei dem Fest erhalten haben, kamen zu Ehren.

„Kann man sich wohl etwas Komisches vorstellen, Philipp?“ kicherte Käthe hinter der Thür hervor. Einen

Augenblick später stand sie mit ihm allein in der Vorhalle und sah sittsam auf seine Stiefel hinunter.

„Ich glaube, ich sollte um Verzeihung bitten.“

„Warum denn?“

„Weil ich Sie so beim Vornamen genannt habe.“

„Pete nennt mich ja Philipp. Warum sollten Sie es da auch nicht thun?“

Die Augen schweiften verstohlen bis zu den Knöpfen seiner Weste herauf. „Nein, wirklich. Es kann kein so großes Unrecht sein, Sie so zu nennen, wie Pete Sie genannt hat — nicht wahr? Dann aber . . .“

„Nun?“

„Nicht nennt er Käthe . . .“

„Glauben Sie, daß er es gern hätte, wenn ich Sie auch so nenne?“

„Sicherlich.“

„Sollen wir es versuchen?“

„Ich weiß nicht recht!“

„Nur Petes halber, wie?“

„Nur seinetwegen.“

„Käthe!“

„Philipp!“

Sie wußten nicht, was sie dabei fühlten. Es war etwas Köstliches, Bonnevolltes! So süß, so zart! Sie konnten nur lachen, als ob sie jemand gekostet hätte.

„Natürlich brauchen wir es nur zu thun, wenn wir unter uns sind,“ sagte Käthe.

„Natürlich, nur, wenn wir ganz allein beisammen sind,“ bestätigte Philipp.

So warfen sie sich Sand in die Augen und wandelten Hand in Hand an einen Abgrund hin. Am letzten Tag des alten Jahres hatte sich Philipp wieder der übernommenen Pflicht gewidmet.

„Werden Sie das neue Jahr irgendwo ankündigen?“ fragte ihn Käthe von der Thür der Vorhalle aus.

„Ich würde sicher der erste sein, der zu Neujahr hier bei Ihnen eintritt, nur tauge ich nicht zum Qualtag,“ erwiderte Philipp.

„Warum nicht?“

„Ich bin blond und würde Ihnen also kein Glück bringen.“

„O!“

Es trat eine augenblickliche Stille ein; dann aber rief Käthe: „Ich weiß.“

„Was?“

„Sie brauchen ja nur für Pete zu kommen, der ist dunkel genug.“

Das leuchtete Philipp ein. „Ein guter Gedanke“, sagte er erregt. „Qualtag für Pete zu sein, ist gar nicht so übel. Das erste Neujahr noch dazu, das der arme Kerl fern von der Heimat verlebt.“

„So ist es,“ bestätigte Käthe.

„Also wirklich?“

„Ich werde Sie mit dem Glodenschlag zwölf erwarten.“

Philipp wollte sich entfernen.

„Und Philipp — noch eins!“

„Was denn?“

Von der Thür tönte eine leise Stimme, so zart, so süß, so fröhlich ins Dunkel hinaus: „Ich werde am Eingang zur Milchammer stehen.“

Philipp fing an, unruhig zu werden und beschloß, in Zukunft seine Pflichten leichter zu nehmen. Er wollte die Mank's-See nicht mehr so häufig besuchen. Gleich nach den Weihnachtsferien wollte er sich ganz den Studien widmen und nicht vor einem halben Jahre wieder nach Sulby zurückkommen. Das manksische Weihnachtsfest ist aber lang. Es beginnt am vierundzwanzigsten Dezember und hört eigentlich erst mit dem sechsten Januar auf. Auf dem Lande, wo man noch an den alten Ueberlieferungen festhält, ist der Dreikönigstag sogar am wichtigsten. Da

*) Es herrscht auf der Insel Man der Glaube, daß die Person, der man zuerst nach einem wichtigen Zeitabschnitte (hier dem Schlusse des Jahres) begegnet, je nach ihrer Beschaffenheit Glück oder Unglück anzeige oder bringe. Glück, wenn sie wie Pete brünett, unglücklich, wenn sie wie Philipp blond ist. Diese Person wird mit dem Namen des Qualtags bezeichnet.

schlägt man dem Fiedler den Kopf ab*) und spielt Valentine, was man hier „Goggans“**) nennt. Die Mädchen setzen eine Reihe kleiner Holzbecher auf den Herd vor das Feuer und thun in jedem etwas als Sinnbild eines Berufs hinein, worauf sie hinaus auf die Treppe laufen. Jetzt verändern die Burschen die Reihenfolge der Becher und die Mädchen lehren eins nach dem andern mit verbundenen Augen zurück, sich ihre Goggans zu wählen. Der Becher, den sie ergreifen, entscheidet über das Gewerbe ihres künftigen Gatten.

Bei diesem Spiele, das am letzten Abend von Philipps Ferien in der Manks-Fee gespielt wurde, während sich Cäsar auswärts auf einer Belehrungsreise befand, erwartete man von Käthe, daß sie „Wasser“ wählen würde, sie wählte jedoch eine Schreibspule.

„Eine Feder, eine Feder!“ schrien die Burschen. „Wer sagt, daß das Mädchen einen Seemann heiraten wird? Noch ist das Schiff nicht gebaut, mit dem ihr Mann untergeht.“

„Gute Nacht allesamt,“ sagte Philipp.

„Gute Nacht, Mr. Christian, gute Nacht,“ riefen die Burschen. Käthe schlüpfte ihm nach an die Hausküche. „Sie brechen schon so zeitig auf, Philipp?“

„Ich muß morgen früh in Douglas zurück sein,“ erwiderte er.

„Wir werden Sie wohl nicht so bald wieder sehen?“

„Nein, ich muß mich ernstlich an die Arbeit machen.“

„In vierzehn Tagen, in einem Monat vielleicht . . .“

„Vielleicht auch erst in sechs Monaten. Ich beabsichtige, ein halbes Jahr nichts andres zu thun.“

„Eine lange Zeit — nicht wahr, Philipp?“

„Keine so lange, als die ich vergeudet habe.“

„Vergeudet? Sie nennen's vergeudet? Nun — nicht etwa meinethwegen — aber, was wird Ihre Tante sagen . . .“

„Man kann doch nicht immer den Frauen an der Schürze hängen,“ sagte Philipp.

Käthe fing an zu lachen.

„Worüber lachen Sie denn?“

„Weil ich so froh bin, ein Mädchen zu sein,“ sagte Käthe.

„Nun, darüber bin ich ebenfalls froh,“ sagte Philipp.

„Wirklich?“

Er fuhr zusammen wie bei einem Blitzstrahl und stammelte: „Ich meinte — das heißt — Sie wissen doch, wegen Pete.“

„O, und nur deshalb? Gute Nacht, wenn Sie doch gehen müssen. Soll ich die Laterne herausbringen, nicht? Sternenhell ist's? Sie können den Weg bis zum Thore ganz deutlich sehen? Gut, gut, wenn Sie niemand brauchen, der Ihnen leuchtet. Gute Nacht!“

Die letzten Worte, in beleidigtem Tone gesprochen, gingen halb verloren hinter der sich schließenden Thür.

Allein das Herz eines Mädchens ist wie ein dunkler Wald und Käthe hatte beschlossen, daß — Arbeit hin, Arbeit her — Philipp ihr nicht sechs Monate lang fern bleiben sollte.

III.

Eines Morgens im verspäteten Frühling kam eine überraschende und höchst beunruhigende Kunde nach Douglas — es hieß, Roß Christian käme alle Tage in die Manks-Fee. Am selben Abend erschien Philipp wieder in Sulby. Er war in hellem Zorn herübergekommen und hatte sich unterwegs tugendhafte Moralreden über beschworene Treue und gebrochene Gelübde ausgedacht. Roß war da in Lackstiefeln, hellen Glaceehandschuhen, in Frack und weiß und schwarz geprenkelten Beinkleidern und stand, mit dem Ellenbogen auf den Schenklisch gestützt, um mit Käthe schwagen zu können, die die Gäste bediente. Philipp hatte sie das bisher noch nie thun sehen, und seine Entrüstung stieg aufs äußerste. Er war mehr als je davon überzeugt, daß Grannie dumm und einfältig wäre, und Cäsar ein frecher Heuchler.

Käthe nickte ihm fröhlich zu, als er eintrat, und setzte dann ihre Unterhaltung mit Roß fort. Es lag etwas in ihren Augen, das ihm ganz neu war und ihn bestimmte, sein Vorhaben aufzugeben. Er wollte nicht entrüstet, sondern zornig sein, er wollte unangenehm werden, die Gelegenheit abwarten und dann einige beißende Bemerkungen machen. Daher schritt er nach Grannies Bewillkommung auf Cäsars Einladung durch die Schenkstube in die Küche, grüßte flüchtig und setzte sich nieder, um zu beobachten und zu lauschen.

*) Ein Spiel.

**) Worunter man kleine hölzerne Gefäße versteht.

Die Unterhaltung jenseits des Glasverschlags war eifrig und angeregt. Roß war zungenfertig und Käthe lebhaft.

„Mein Freund Monty?“

„Ja. Wer ist dieser Monty?“

„Die Seele des Turf.“

„Des Turf?“

„Eine Fierde der Ringbahn — verstehen Sie nun? Ach, gehen Sie — Sie werden die Ringbahn der Boyer doch kennen, meine Liebe. Sie kommen jeden Abend zu ihm aufs Zimmer. Alle Gattungen, wissen Sie. Die muskelfestesten und gewandtesten. Schwergewichte, Leichtgewichte und Bindhunde. Und was für Gesichter! Beim Himmel, Sie sollten sie sehen. Die abgelebten Greisentröpfe — mit eingedrücktem Verstandsfasten, schief geschlagenen Mäulern und gebrochenen Nasenbeinen. Doch alles tüchtige Leute, die, wissen Sie, ihren Mann stellen. Monty duldet nichts andres bei sich. Er wettete auf Tom Spring. Haben Sie nie von Tom Spring gehört? Tom von Bedford, den unfehlbaren, wissen Sie; nur war er an diesem Tage nicht glücklich. Monty verlor Tausend und Tom hält jetzt in Holborn eine Schenkwirtschaft mit Bildern des Boyerklubs rings herum an den Wänden.“

Dann sagte Käthe mit lautem Lachen etwas, das Philipp nicht verstehen konnte, weil Cäsar mit der Zeitung knitterte, die er las.

„Ob Frauen dahin kommen?“ sagte Roß. „Mädchen zu Montys Abendessen? Und ob! Was denken Sie denn? Kleopatra — aber Sie sollten dabei gewesen sein. Ich selbst muß bald wieder fort. Nächste Woche soll ein Abendessen bei Handsome Honey sein. Wer Honey ist? Der Eigentümer einer Nachtschenke. Nachtschenke? Kommen Sie, meine Liebe, und sehen Sie selbst, was das ist.“

Cäsar ließ die Zeitung sinken und blickte zu Philipp hinüber. Der langandauernde, starre Blick machte diesen verlegen, und da er nichts Besseres zu sagen wußte, fragte er Cäsar, ob er über etwas nachdächte.

„Ja, ich muß denken und immer wieder denken, Herr,“ sagte dieser und fügte dann leise hinzu, seinen Stuhl Philipp näher rückend: „Ich fange an, allmählich hinter gewisse Sachen zu kommen. Sehen Sie dorthin. Man nennt seinen Vater einen Geizhals. Der Mann bedrückt seine Pächter und läßt sein Land Not leiden. Ich glaube jedoch, daß das junge Unkraut das alte Korn übermüchert.“

Cäsar deutete, während er sprach, mit dem Daumen über seine Achsel nach Roß hin, der, es bemerkend, sein Gespräch mit Käthe abbrach und sich ihrem Vater zuwandte.

„Sie haben die Zeitung gelesen, Mr. Cregeen?“

„Gelesen und wieder gelesen,“ sagte dieser mürrisch. Dann mit verändertem Tone: „Sie sind schon wieder aus London zurück, Herr? Es geht lebhaft dort zu, wie ich höre. Kämpfe giebt es — große Kämpfe.“

Roß zog die Augenbrauen empor. „Sie haben davon gehört?“ fragte er.

„Mehr als zuviel“ — sagte Cäsar — „von Zusammenkünften und von Beratungen, von Konventikeln und von was weiß ich sonst noch . . .“

„Ach so, ich verstehe,“ sagte Roß mit einem Blick auf Käthe.

„Sie glauben, jetzt ohne Hölle in England fertig zu werden. — Eine seltsame Sache, Herr. Bedingte Unfittlichkeit — wie sie's nennen — das eigentümlichste Ding, das ich kenne. Die Hölle leugnen, heißt der Religion des Menschen das nehmen, was der Steg an der Weige ist — wie?“

Die Schlußzeit war da und Philipp hatte vergeblich gewartet. Nur zu einem einzigen Siege war's zwischen ihnen gekommen, doch er hatte ihn nicht ausgeteilt. Als er sich erhob, um zu gehen, hatte Käthe nämlich gesagt: „Wir haben nicht erwartet, Sie vor sechs Monaten wieder zu sehen, Mr. Christian.“

„So scheint es“ — erwiderte Philipp, und Käthe lachte ein wenig. Das war das ganze Werk dieses Abends, das ganze Ergebnis seines Unternehmens.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Vulkanausbrüche und Erdbeben.

Von Kurt Grottewig.

Vor einigen Jahren besuchte ein deutscher Naturforscher, Franz Dosein, die kleinen Antillen und beschrieb in entzückender, mit dem Auge des Naturkenners gesehenen Bildern einige der Inseln, darunter

auch Martinique. Er hielt sich dabei, wie er in seinem Buche „Von den Antillen zum fernen Westen“ (Jena, G. Fischer, 1900) berichtet, auch längere Zeit in St. Pierre auf und besichtigte den nordöstlich von der Stadt gelegenen Mont Pelée. Mit der Freude des Naturfreundes, der zum erstenmal den tropischen Urwald kennen lernt, verweilt er bei der Beschreibung der herrlichen stolzen Vegetation, die sich ihm beim Aufstieg auf den 1350 Meter hohen Berg in immer neuen Scenerien darbot. Er gelang schließlich an den Kratersee, der in unmittelbarer Nähe des Gipfels liegt, nachdem er schon vorher an Schwefelgeruch und an unergründbar tiefen Erdspalten Spuren der vulkanischen Natur des Berges verspürt hatte. Aber selbst in der oberen Region dieses Berges, in der kühlen Feuchtigkeit des Gipfels fand er doch ein üppiges Niederholz und einen reichen Kräuterwuchs. Und wenn der Wind den Nebel, der das Berghaupt umwallte, für eine Zeitlang zerriß, dann konnte man die schöne Insel im Glanze der Sonne erblicken: eine reichgestaltete Landschaft voller Hügel und Täler, Wälder und Plantagen, und weit darum spannt sich das dunkelblaue Meer.

Wie mag das heute aussehen? Der Berg von Lava überflutet, die Vegetation verbrannt, verschüttet, die blühende Stadt zu den Füßen des Vulkans erst durch die Erschütterung des Bodens zerstört, durch den glühenden Nischenregen, durch den siedendheißen Wasserdampf verbrannt, von den Auswürflingen bombardiert, von dem feurigen Lavaström überflossen. Und 40 000 Menschen haben dabei ihr Leben verloren, wie berichtet wird. So stellt sich die Eruption des Mont Pelée als eine der fürchterlichsten dar, die unsre alte Erde gesehen hat. Nimmt man die entsetzlichen Katastrophen hinzu, die durch Vulkanausbrüche oder doch durch vulkanische Kräfte, durch Erdbeben verursacht worden sind, so läßt sich dem graufigen Ereignis auf Martinique — was den Verlust an Menschenleben betrifft — nur die Eruption des Kralatan in der Sundastrasse 1883, das Erdbeben von Lissabon im Jahre 1755 und dasjenige von Japan im Jahre 1891 zur Seite stellen.

Es wird häufig kein Unterschied gemacht zwischen Vulkanausbruch und Erdbeben. Aber beide sind doch sehr verschiedene Dinge. Bei jeder Eruption eines feuerispehenden Berges kommen allerdings Erschütterungen des Erdbodens vor, aber sie sind dabei das Sekundäre. Dagegen sind die Erdbeben in der Regel nicht mit Ausflüssen von Lavamassen, von Nischen- und Feuerregen verbunden. Bei dem Aufschmelzungsprozeß unserer Erde wird der Gesteinspanzer, der das glutflüssige Innere umgiebt, allmählich zu weit, er legt sich wie ein zu weites Kleid in Falten. Nun ist aber das Gestein nicht so nachgiebig wie Tuch, es stellen sich Brüche ein, der Panzer, der zudem aus einzeln übereinander gelegten Schichten besteht, zerfällt in einzelne Erdschollen. Diese einzelnen Erdschollen verändern von Zeit zu Zeit ihre Lage gegen einander, da sie durch das Erstarren und Kleinerwerden ihrer Unterlagen aus dem Gleichgewicht kommen und nachstufen müssen. Nun vollzieht sich allerdings das Erstarren und Nachsinken in den meisten Fällen wohl allmählich. Häufig aber führt doch bei dieser Veränderung der Gleichgewichtslage eine Erdscholle eine größere Bewegung aus. Sie schiebt dabei an benachbarte oder zieht diese wohl gar mit sich fort. Jedenfalls pflanzt sich die Bewegung bis zur Erdoberfläche fort und wird hier eben als Erdbeben gespürt. Der Boden bewegt sich, es entstehen Risse und Spalten im Erdreich, Bäume fallen um, Häuser stürzen ein. Das ist Erdbeben.

Ganz anders ein Vulkanausbruch. Durch den Panzer, der sich um das glutflüssige Innere der Erde legt, wird ein Druck auf dieses Innere ausgeübt. Die Erdschollen, aus ihrer Gleichgewichtslage gebracht, werden in den glutflüssigen Kern hineingepreßt. Die Glutmasse muß ausweichen, und sie sucht sich an den vorhandenen Bruchstellen des Erdpanzers, also wohl zwischen den Erdschollen einen Ausweg. Die Gase und Dämpfe, von dem Druck des Erdpanzers befreit, strömen explosionsartig hervor, reißen Stücke des Erdschlotes, durch den sie dringen, los, nehmen auch Stücke der Glutmasse selbst mit sich in die Höhe und fliegen unter Donnergetöse, unter gewaltiger Rauchentwicklung in die Luft. Erst später ergießt sich dann die ganze Glutmasse, die Lava aus dem Krater ringsum über das benachbarte Gebiet. Das ist ein Vulkanausbruch.

Mit einem solchen haben wir es hier bei der traurigen Katastrophe in Martinique zu thun. Ein großer Teil der Antillen besteht aus vulkanischem Terrain. Die Vulkane bilden hier eine zusammenhängende Reihe, wie wir das noch in großartigerem Maßstabe an der langen Aleutenkette in Ostasien, noch gewaltiger an der Westküste Südamerikas bemerken. Man will in dieser Anordnung eine Bestätigung dafür finden, daß die Glutmassen des Erdinneren große Bruchstellen des Erdpanzers benutzen, um sich einen Ausweg zu bahnen. An den Rändern der Kontinente oder Inseln, wo die Erdkruste sich plötzlich von einem starken Höheniveau in die Tiefe des Meeresgrundes hinabbeugt, müssen, so nimmt man an, sich infolge der starken Biegung scharfe, langgestreckte Brüche der Erdkruste einstellen. Und eben diese meilenlangen Bruchstellen benutzt das Magma, um dem Druck der auf ihm lastenden Erdrinde zu entfliehen und hervorzustreichen. Die Antillen bilden den östlichen Rand des Karaischen Meeres, das im Westen von dem mit Vulkanen dicht besetzten Centralamerika begrenzt wird. Die Vulkanreihen zu beiden Seiten erscheinen als die höchsten Spitzen eines alten Festlandes, das in der Mitte in die Tiefe versank und vom Karaischen Meer ausgefüllt wurde. An den Wänden dieser versunkenen Erdscholle quellen nun unaufhörlich, wenn auch in Inter-

vallen, Glutmassen empor, das ist der Ursprung der Vulkanberge und der häufigen Eruptionen in jener Gegend.

Es giebt nun freilich auch Vulkane genug, die abseits vom Meere gelegen sind. Es ist ferner recht auffällig, daß selbst nahe benachbarte Vulkane nur selten gleichzeitig in Thätigkeit sind und daß, wenn einmal die feurig-flüssige Masse des Erdterns einen Ausweg vor dem auf ihr lastenden Druck gefunden hat, sie nicht bis zu völliger Erschöpfung sich an die Oberfläche ergießt, so daß die ganze Erde gerbersten würde. Deshalb findet die Ansicht Stübels viele Anhänger, daß es nur lokale Feuerherde im Erdpanzer selbst seien, mit denen die Vulkane in Verbindung ständen. Ausdamm würde nicht der Druck die feurige Masse herausquetschen, es würden vielmehr in dieser chemische und physikalische Veränderungen vor sich gehen, die nach Ablauf einer bestimmten Zeit ein Stadium erreichen, in welchem die Masse sich ausdehnt und darum emporgetrieben wird.

Wie dem auch sei, jedenfalls stehen die Vulkane mit Feuerherden in der Tiefe in Verbindung, und sie schlendern von Zeit zu Zeit einen mehr oder weniger großen Teil von Lava aus der Tiefe empor. Das Charakteristische jeder Eruption ist ja das Hervorkommen von feurigflüssiger Masse. Aber doch ist dies bei den feuerispehenden Bergen nicht das eigentlich Gefährliche für den Menschen. Das verhängnisvollste, unheimlichste sind die Feuerergüsse, die vor dem Hervorkommen der Lava erfolgen. Bei dem Vulkanausbruch kann Wasserdampf, Chlorwasserstoff in großer Menge wahrgenommen werden. Ohne Zweifel dringt das Meerwasser, das ja reich an Chloratrium (Kochsalz) ist, durch Schollen und Klüfte des Gesteins in die Tiefe und vermischt sich mit der Schmelzmasse. Infolge des hohen Druckes bleibt es trotz der inneren Wärme flüssig. Bahnt sich oben die Masse einen Ausweg, so geht das Wasser in Dampf über, es explodiert plötzlich und reißt nun Stücke des Erdschlotes und des Kraters, sowie Teile des Magmas mit sich in die Höhe. Bei diesem gewaltigen Empordringen ungeheurer Stoffmassen erzittert der Boden, ein dumpfes Dröhnen, wie schwerer Geschützdonner erfüllt die Luft. Nun schießt unter entsetzlichem Knall eine Säule von Wasserdampf und Rauch aus dem Krater hervor, sie steigt hoch in die Luft, um sich dann in der Höhe schirmförmig auszubreiten. Nach dieser Gestalt des Dampfes spricht man von einer Pinienfäule. Sie sieht weiß aus von dem Wasserdampf, doch enthält sie auch schwarze Streifen, die von der Höhe der verflöhten Gesteinströmer herrühren. Bisweilen leuchtet sie in hellen Flammen auf, wenn das glühende Material, die Auswürflinge, in lodernen Brand geraten. Die heißen Steine, die Lavafloeden, die glühende Asche fallen nun in der Umgebung des Berges nieder und versengen und verbrennen die Vegetation und jedes lebende Wesen, das sich in ihrem Bereich befindet.

In den Berichten von Martinique fehlt es noch an einer sachgemäßen Schilderung der Katastrophe. Aber es ist davon die Rede, daß Menschen und Schiffe verbrannt sind. Mancher wird sich fragen, wie ist es möglich, daß Schiffe, selbst solche, die fern vom Lande sich mitten im Wasser befinden, in Brand geraten können. Nun dieser Regen von glühenden Auswürflingen aller Art ergießt sich eben in so dichten Strömen über den Umkreis des Berges — und dabei sind natürlich die umgebenden Meeresteile nicht ausgeschlossen — daß alles in Brand gerät. Ein Entfliehen ist da unmöglich. Wenn der Feuerregen trifft, der ist verloren.

Dagegen ist es unwahrscheinlich, daß so viel Menschen durch den eigentlichen Lavaström getötet worden seien. Denn nachdem sich die Dämpfe und Gase in heftigen Explosionen Luft gemacht haben, erfolgt erst der wirkliche Erguß des Magmas. In breitem Strom fließt die Lava die Bergänge hinab. Aber ihre Geschwindigkeit ist doch nicht allzu groß. Im allgemeinen fließt der Lavaström in einer Geschwindigkeit den Berg herab, die ein guter Fußgänger besitzt. Allein mag sie sich im Anfang selbst mit der Schnelligkeit eines Pferdes fortbewegen, so vermindert sich ihr Lauf doch sehr bald, und selbst nachdem sie in dem vorliegenden Fall die Stadt St. Pierre erreicht hatte, hätten sich ohne Zweifel die Einwohner retten können. Der Erguß der Lavamassen selbst bietet gewöhnlich keine augenblickliche Gefahr für den Menschen. War freilich der Erguß ein sehr starker, so mochte sich dann über die Stadt, die der Feuerregen verbrannt hat, der Strom ergossen und alles überdeckt haben, sowie einst die Lavamassen des Vesuv die alten Römerstädte Pompeji und Herculaneum unter sich begruben. Und liegt der Lavaström auch nur einige Meter hoch über den Schätzen, die er bedeckt, so ist es nicht leicht, diese zu retten. Obwohl die Lava an der Oberfläche schnell erkalte und daher — wie wir an dem Beispiele des wieder ausgegrabenen Pompeji sehen — die Gegenstände unverseht erhält, so behält sie im Innern ihre Glut doch Jahre, Jahrzehnte lang. Und nachdem sie erkalte, bildet sie eine so feste, zähe Masse, einen so harten Boden, daß die Bearbeitung desselben und der Erdtransport mit gewaltigen Schwierigkeiten und Kosten verbunden ist. Wir wissen noch nicht, ob die Lavamassen des Mont Pelée sich über die Stadt oder über die Zuckerrohrplantagen ergossen haben, aber sicher ist, daß sie überall, wohin sie geflossen sind, für lange Jahre das Land öde und unfruchtbar gemacht haben. —

Kleines Heuilleton.

— Woher stammt der Kampher? Wohl jede Hausfrau kennt die Verwendung des Kamphers als Mittel gegen die Motten.

Jetzt im Frühjahr pflügt sie Pelzfächer und das Winterzeug der Familie mit Kampher oder auch mit dem billigeren sog. deutschen Kampher, dem Naphthalin, einzutreten, damit im Laufe des Sommers die Motten sich dieselben nicht als willkommenen Brutstätte für ihre Larven erwählen. Viel Kampher wird ferner für die Darstellung des Celluloids gebraucht, das ja in immer mannigfacherer Form in der Industrie verwandt wird. Kleinere Mengen werden in der Medizin und in der Feuerwerkerei, sowie in der Parfümfabrikation verwendet.

Kampher ist ein Pflanzenprodukt. Es wird in allen Zeiten, vorzugsweise aber im Holze und in den Wurzeln des Kampherbaumes, einem Verwandten des Lorbeers, erzeugt. Die wichtigsten Kampherfelder befinden sich auf der Insel Formosa. Hier hat die Produktion aber erst in den letzten Jahren größeren Umfang angenommen, da die Nachfrage nach dem wichtigen Artikel immer stärker wurde wegen der wachsenden Verwendung in der Industrie. Auch die Angliederung Formosas an Japan hat die Gewinnung des Kamphers befördert. Neben Formosa erzeugen auch China und Japan Kampher und auch Florida beginnt mit der Kampherproduktion, aber in Wirklichkeit wird fast der ganze Kampher, welcher auf der Erde gebraucht wird, in Formosa gewonnen. Seit alten Zeiten haben sich die Eingeborenen der Insel mit der Destillation des Kamphers beschäftigt, aber im 18. Jahrhundert bemächtigte sich die chinesische Regierung des Monopols der Kamphererzeugung und setzte äußerst strenge Strafen auf die Uebertretung desselben. Im Jahre 1720 wurden auf Formosa mehr als zweihundert Menschen hingerichtet, welche sich gegen diese barbarischen Gesetze vergangen hatten; diese Barbarei erregte einen Aufstand der Eingeborenen und die Regierung wurde dadurch gezwungen, die Kamphererzeugung freizugeben. Sie behielt sich nur das Recht vor, allen auf der Insel gewonnenen Kampher zu einem festen Preise zu erwerben. So blieben die Verhältnisse bestehen, bis internationale Verträge die Häfen Formosas den Europäern zugänglich machten. Die europäischen Kaufleute weigerten sich, das Monopol anzuerkennen und kauften direkt von den Produzenten. Dies Vorgehen reizte die Mandarinen und es kam zu ernstlichen Streitigkeiten zwischen Chinesen und Europäern. 1868 wurde das Monopol dann endgültig abgeschafft. Seitdem entwickelte sich die Kampherproduktion zur blühendsten Industrie Formosas, und mit ihrem Wachsen trat die Bedeutung des Kampherhandels Chinas und Japans immer mehr zurück.

Die Freigabe der Kamphererzeugung hatte zunächst sehr traurige Folgen. Man beutete die Wälder in einer so wenig umsichtigen Weise aus, daß sie in wenigen Jahren verwüstet waren. Man wurde durch diese übermäßige Ausbeutung der Wälder gezwungen, zu einschneidenden Maßregeln zu greifen, ähnlich wie es ehemals die chinesische Verwaltung gethan hatte. Die Insel wurde zum Zwecke der Regelung der Kampherausbeute in sechs Distrikte eingeteilt. Jeden Distrikt verwaltete eine Centralbehörde, die den Umfang der jährlichen Ausbeute bestimmte und für ihre Bezirke den Verkaufspreis des gewonnenen Kamphers festsetzte. Die Zahl der Leute, welche sich mit der Ausbeutung der Kampherwälder beschäftigten, wurde von 4000 auf 1400 vermindert. Die Verwaltungsbehörden kauften den rohen Kampher auf und sandten ihn an eine Hauptniederlassung in Taipei. Hier wurde er gepreßt, zu einer Art Kuchen geformt und für die Ausfuhr zubereitet. Durch diese Zubereitung gewann der Rohkampher für den Handel sehr an Wert. Die Art der ersten Bearbeitung ist recht primitiv, doch hat sich scheinbar noch niemand ernstlich mit einer Verbesserung der Methode befaßt. Man baut aus Thon oder Stein einen Schmelzofen, der sich ungefähr vier Fuß über den Boden erhebt. Der Ofen wird mit Holz angefüllt. Oben auf denselben wird ein großer Eisenkessel gesetzt, in den beständig ein feiner Wasserstrahl aus einem höher stehenden Gefäß einströmt. Auf dem Kessel steht ein cylindrisches Gefäß, welches zerleinertes Kampherholz enthält. Aus diesem Gefäß führt oben ein Bambusrohr hinaus, welches durch ein anderes Bambusrohr mit einer dicht verschlossenen Vorlage in Verbindung steht. Alle Teile dieses Apparates sind sorgfältig mit Thon gedichtet. Sobald das Feuer im Ofen entzündet wird, verdampft das Wasser im Kessel und der Dampf entweicht durch das Bambusrohr und reißt den Kampher, welcher in dem Kampherholz enthalten ist und der sich unter der Einwirkung der Hitze verflüchtigt, mit sich in die Vorlage. Hier scheidet sich der Kampher als fester und das Kampheröl als flüssiger Bestandteil ab. Das Kampheröl enthält noch 20–30 Proz. Kampher. In früheren Zeiten kam dieses Rohöl in den Handel, während man es jetzt nach Japan schickt, wo man den letzten Bestandteil an Kampher auch noch auszieht.

Die Gewinnung des Kamphers aus dem Kampherholz wird vorzugsweise im Innern der Insel betrieben. Aber oft ziehen die halbcivilisierten Eingeborenen es vor, statt Kampher zu sammeln, die Karawanen auf ihrem Zuge nach der Küste zu plündern. Die häufige Wiederkehr dieser Raubfälle hat den Preis des Kamphers seit Einführung der neuen Verwaltung fast verdoppelt. Außerdem hat die japanische Verwaltung der Insel durch ein Ausfuhrverbot die Kampherbereitung eingeschränkt, weil sie anmahnt, durch eine solche Maßregel den Preis in die Höhe zu treiben und die Zollerträge zu vermehren. Um den Kampherhandel vor weiteren Preiserhöhungen infolge des Ausfuhrverbots der japanischen Verwaltung zu schützen, hat man versucht, auch in Indien und

Ceylon und andern geeigneten Stellen die wertvolle Pflanze anzubauen, und diese Versuche scheinen einen Erfolg zu versprechen. Der jährliche Bedarf an Kampher auf der ganzen Erde ist auf 10 400 000 Pfund geschätzt worden. Die Insel Formosa liefert in Wirklichkeit 5 200 000 Pfund; ein Drittel der fehlenden Menge könnte von Japan ausgeführt werden. Es würden also noch 3 640 000 Pfund erforderlich sein, damit die Summe der Ausfuhr von 1858 erreicht wird. —

Astronomisches.

— Die Anordnung des Fixsternsystems. Die „Kölnische Zeitung“ schreibt: Der berühmte nordamerikanische Himmelsforscher Simon Newcomb hat unlängst die Ergebnisse seiner Studien über die Anordnung des Sternenhimmels veröffentlicht. Die Hauptergebnisse drückt er in folgenden Sätzen aus: 1. Wenn man mit einem Halbmesser, der 200 000 mal so groß ist als die Entfernung der Erde von der Sonne, eine Kugel beschreiben denkt, so findet sich durchschnittlich in dem Raume, den acht dieser Kugeln einnehmen, ein einziger Fixstern. 2. Die Ansammlung der Sterne, die wir das Universum zu nennen pflegen, ist in ihrer Ausdehnung begrenzt. Damit wird indessen nicht ausgeschlossen, daß weit jenseits der Grenzen unseres Universums andre Ansammlungen von Sternen bestehen, über die wir aber weiter nichts wissen. 3. Die äußere Begrenzung unseres Universums ist etwas unregelmäßig. In dem Maße, als man sich derselben nähert, werden die Sterne wahrscheinlich spärlicher. Den Raum bis zu der Grenze des Universums zu durchlaufen, bedarf der Lichtstrahl etwa 3000 Jahre. 4. Das Universum erstreckt sich in der Richtung des Gürtels der Milchstraße weiter hinaus, als in der Richtung der Pole derselben, d. h. in der Richtung senkrecht zur Ebene der Milchstraße. 5. Die Gesamtzahl der Sterne unseres Universums ist auf Hunderte von Millionen zu veranschlagen. —

Humoristisches.

— Weiter Bild. „Wollen Sie die Meine werden, liebes Fräulein?“

„Ja, Herr Predigtamts-Kandidat, können Sie denn auch eine Frau mit fünf bis sechs Kindern ernähren?“ —

— Praktisch. A: „So 'ne Thonpfote ist doch das bequemste was es geben kann.“

B: „Wieso denn?“

A: „Na, wenn sie 'mal auf's Pflaster 'runterfällt, braucht man sich doch gar nicht mehr erst darum zu bücken.“ —

— Das Doppeltinn. Frau: „Warum bist Du denn immer so ärgerlich und unfreundlich? Früher warst Du stets lieblich, nimmst mich auf die Knie und sagstest mich am Kinn!“

Manu: „Ja damals hattest Du nur ein Kinn!“ —

(„Jugend.“)

Notizen.

— In der literarischen Gesellschaft „Frührot“ wird am 21. Mai Dr. Fritz Wöckel aus Jena über „Detlev von Liliencron als Lyriker“ sprechen. —

— Bellinis Oper „Norma“ soll durch das Ensemble der Verdi-Festspiele gegeben werden. —

— Eine Riesige-Wüste, ein neues Werk Mag Klingers, wird gegenwärtig in Paris im Auftrage des Künstlers geoffen. —

— Ein Vergleich zwischen Klinger und Wegner soll, dem „Leipziger Generalanzeiger“ zufolge, so gut wie gesichert sein. Es wird voraussichtlich nicht einmal zu öffentlichen Erklärungen kommen. —

t. Zur Erforschung des Planeten Eros geht dieser Tage Professor Bailey von der Harvard-Sternwarte nach Arequipa in Peru, wo sich eine Zweig-Sternwarte des genannten Instituts befindet. —

— In den Aufnahmen der Westküste von Grönland wird jetzt die letzte Lücke ausgefüllt werden dadurch, daß die Melville-Bai, die bisher nur von Astrup, dem ehemaligen Begleiter Peards, teilweise besucht worden ist, von dänischer Seite vermessen werden wird. Die Aufnahme erstreckt sich von 77 Grad nördlicher Breite an der Ostküste bis zu derselben Breite an der Westküste, wo sich dann die Aufnahmen englischer und amerikanischer Forscher bis 88 Grad nördlicher Breite anschließen. Die Expedition wird im Juni Kopenhagen verlassen. —

— Die Deutsche Elektrochemische Gesellschaft hat bei ihrer diesjährigen Hauptversammlung in Würzburg (8. bis 10. Mai) beschlossen, ihre Ziele zu erweitern und diesem Beschluß durch Aenderung ihres Namens in „Deutsche Vereinigung der Elektrochemischen Gesellschaft für angewandte physikalische Chemie“ Ausdruck zu geben. Der bisherige Präsident der Gesellschaft, Professor J. H. van't Hoff hat dem Vorstand der Gesellschaft einen Betrag von 2000 M. zur Verfügung gestellt, um einen Sachverständigen zum Studium des elektrochemischen Unterrichts und der elektrochemischen Technik nach den Vereinigten Staaten zu entsenden. —

— Druckfehler. In meinem gestrigen Theaterbericht (Meisterspiele: Goethes „Faust“) hat sich ein sinnvoller Druckfehler eingeschlichen. Statt „komisch-dramatischer Teufel“ muß es „komödiantischer Teufel“ heißen. —